

## Da kommen sie. Tag für Tag. Gehen und gehen.

### Essay

Es ist eine hübsche Koinzidenz, gerade am 6. Mai 2006, an Sigmund Freuds 150. Geburtstag über Peer Hultbergs großen Roman *Requiem* schreibend nachzudenken. Dies nicht etwa, weil der 1935 geborene dänische Schriftsteller im Zweit- oder Erstberuf Jungianischer Psychoanalytiker ist, und auch nicht, weil es sich bei diesem Roman gar um „psychoanalytische“ Literatur im landläufigen Sinne handelte, mit psychologisierten Figuren und einem Plot, der dem einigermaßen bewanderten Leser angenehme Aha-Erlebnisse lieferte, die dann das bestätigten, was man ohnehin schon wüsste.

Ohne in irgendeiner Weise Thesen-Prosa zu sein, trägt *Requiem* Freuds bahnbrechender Einsicht Rechnung, dass das Ich ein Konglomerat widersprüchlicher Gefühle, Wünsche und Fixierungen ist, dessen geistige Kreativität unablässig und mit vielfältigen Mitteln die überlebensnotwendigen Kompromisse zwischen Wollen und Sollen hervorbringt.

In *Requiem* gibt es keine Fabel, keine Zentralfiguren, keine Chronologie. In der polyphonen Wucht von 537 durchnummerierten, nur etwa ein- bis zweiseitigen Texten werden wir durch verschiedenste Bewusstseinszustände gezogen, geführt, bisweilen getrieben. Zornige, Euphorische, Angepasste, Traurige, Zerrissene, Moralische, Erstarrte, Frohgemute, Hassende und Liebende kommen hier zu Wort. Es ist konsequent, dass sie nur selten „ich“ sagen. Zumeist in der dritten Person, als sie oder er, manchmal sogar im unpersönlichen „man“ fokussieren sie bestimmte Lebenssituationen: Da ist das Mädchen, das, wie aufgehoben im gefährlichen Traum schwereloser Schönheit, gegen diejenigen wettet, die sie zum Essen zwingen wollen. Da ist der Mann, der den Tag herbeisehnt, an dem seine Geliebte endlich alt und hässlich würde, damit keiner mehr sie ihm wegnähme. Da sind die 535 anderen, da sind wir selbst: Als solche, die verfangen in einem Netz von Erinnerungen gegen die Zumutungen ankämpfen, die wir einander sind. Da sind wir, selbst Rettung oder Hindernis, Glück oder Schmerz für wiederum andere, und nicht selten beides. Es ist konsequent, dass *Requiem* nicht einen einzigen Mittel- oder Höhepunkt hat, sondern 537. An keiner Stelle wird die Intensität der Stimmen durch Erklärendes abgemildert. Keine kleinen oder großen Geschichten werden erzählt. All dies wird ausgespart, um das Echo der Verstrickungen, in denen die Namenlosen dahin treiben, ohne rationale Schalldämpfung hörbar zu machen. Manche, die meisten sogar, reden sich um Kopf und Kragen, entblößen sich gerade da, wo sie um den Erhalt ihres Selbstbildes ringen, um jene Illusion, die wir so bitter nötig haben. Wer möchte nicht, um wieder mit Freud zu sprechen, Herr im eigenen Haus sein, und obwohl es gewissermaßen zum Gemeinplatz geworden ist, dass wir genau das nicht sind, bestehen wir darauf, letztlich mit dem gleichen absurden Starrsinn, mit der man an der Idee des geozentri-

schen Weltbildes mit einem alles gütig observierenden Gottvater in der Ober- und einem gefallenen Engel als dessen Widerpart in der Unterwelt hängen könnte.

Die Texte aus *Requiem* werfen uns auf uns selbst zurück. Sie protokollieren die Bewegungen des Bewusstseins, in dem sie das innere Gerede gleichsam aufzeichnen. Und wenn die kosmologische Verortung von oben und unten, von gut und böse, von wahr und falsch, nicht mehr gilt, ist es unmöglich zu sagen, ob es Bewegungen des Fallens oder Steigens sind.

Der Autor, der all dies zur Sprache bringt, ist ganz Ohr, ein riesiges kosmisches Ohr, ist man versucht zu sagen, dessen Wahrnehmungsfähigkeit deshalb so unermesslich scheint, weil keine narrativen oder moralische Zwänge und Gewichtungen unerwünschte Frequenzen auslöschen. Die Erkenntnis, die Hultberg seinen LeserInnen zumutet, ist die einer hochdifferenzierten, in sich scheinbar isolierten Wahrheit des Bewusstseins mit all seinen zwingenden Lügen, die, wenn die Subjektivität zum menschlichen Maß gereicht, nun doch auch wieder Wahrheiten sind.

Die Texte bestehen immer aus einer einzigen, langen, oft mäandernden, oft atemlosen Hypotaxe. Da *Requiem* nur im offenen Sinn der literarischen Moderne überhaupt ein Roman ist, kann man die Lesebewegung selbst bestimmen, vor- und zurückblättern, sich von quasi von der eigenen freien Assoziation treiben lassen, die Aufmerksamkeit an gewissen Anfängen verhaken oder seiner Vorliebe für bestimmte Themen nachgeben und so das Buch lesend gewissermaßen neu komponieren.

Warum aber ist der entblößende Blick des so zurückgenommenen Autors niemals ein bloßstellender? Warum ist man an keiner Stelle versucht, auch nur irgendeine der Figuren und ihre Zustände belächelnd zu verachten, sie zu be- oder gar zu verurteilen? Warum kommen wir ihnen so nah, dass wir sie empathisch begreifen und bleiben ihnen so fern, dass wir sie nicht abkanzeln müssen?

Hultberg scheint in seiner Schreibhaltung den magischen Abstand der Gnade einzuhalten, der seelische Wahrheit nicht auf Kosten eines liebevollen Blicks erzwingt. Das eine schließt das andere nicht aus, ganz im Gegenteil, auch darin liegt die Größe dieses Buchs. Die Sprache erfasst die Maskeraden der Sprechenden gerade dadurch, dass sie ihnen gelassen werden und so - im doppelten Sinne gelassen – sein dürfen und sind.

Ein Requiem, die *Missa pro defunctis*, ist die Totenmesse der katholischen Liturgie, wie sie in ihrer heutigen musikalischen Form auf dem Konzil von Trient 1545 festgelegt wurde. Es besteht aus sieben großen Teilen, die mit der Bitte um das Ewige Licht, das Lux Aeterna, um wahre Erlösung und höchste Gnade für die Verstorbenen endet.

Hultbergs *Requiem* besteht mit Einleitung und Abschluss aus 539, also sieben mal siebenundsiebzig Texten. In einem höheren Sinn wird also die existenzielle Zerrissenheit, das große Thema des Textes, wieder in eine kosmologische Ordnung gebettet. Nicht auf Kosten der sich aussprechenden Wahrheit(en) aber, sondern ausschließlich mit ihnen und durch sie. In Matthäus, 18,21-22 fragt Petrus Jesus: „Herr, wie oft muss ich meinem Bruder vergeben,

gudrun seidenauer, da kommen sie. tag für tag. gehen und gehen.

*der sich gegen mich versündigt? Siebenmal? Jesus sagte zu ihm: Nicht siebenmal, sondern siebenundsiebzigmal.“*

Ob diese Bezüge vom Autor beabsichtigte oder zufällige sind, ist irrelevant. Noch weniger denn als psychoanalytisches darf Requiem aber gar als christliches Buch im engeren Sinn missverstanden werden. Es ist ein großes und wahrhaftiges Buch im humanistischen und literarischen Sinn, das – wenn ihm überhaupt eine Überzeugung eingeschrieben ist, zeigt, dass Befreiung – wie utopisch auch immer - ohne Wahrheit undenkbar ist.

Wenn es im Abschnitt „Einleitung“ am Ende heißt, *„Da kommen sie, Tag für Tag. Gehen und gehen. Schweigend durch die Stadt. Durch die Stadt gehen sie. Gehen zeitlos. Gehen leblos. Gehen.“*, zeigt die leichte, aber wesentliche Variation dieser Formulierung im Kapitel „Abschluss“, dass inzwischen, auf dem langen verschlungenen Weg durch die Stimmen, etwas geschehen ist. Denn hier heißt es nun:

*„Da kommen sie, Tag für Tag. Gehen und gehen. Schweigend durch die Stadt. Durch die Stadt gehen sie. Gehen zeitlos. In die Freiheit. In das neue Leben. Welch herrlicher Augenblick. In den Frieden.“*

Dazwischen ist also etwas geschehen. Ohne Pathos, ohne Deutung, ohne kluges Geschwätz eines, der Bescheid zu wissen vorgibt: Einer hat hingehört. Vielleicht gibt es ja im Leben und in der Kunst nichts wirklich Größeres.